

## 1/03 Die Historikerkommission – Versuch eines Resumés

In dieser Ausgabe:

- Kommentar und Editorial
- „...erforschen und berichten...“
- Füllfedern, Weißwäsche und Stoffkaninchen
- Eine Initiative gegen die Schnäppchenjäger der Arisierung
- Tod einer alten Dame
- „Anne Frank - Eine Geschichte für heute“
- Das neue Gesicht bei GEDENKDIENTST
- Telegramm

### Historikerkommission am Ende – alles gut?

Am 24. Oktober 2000 fand die konstituierende Sitzung der „Restitutionskonferenz“ mit rund 70 TeilnehmerInnen unter der Leitung Ernst Sucharipas und Stuart Eizenstats in Wien statt. Bald sah sich die versammelte ExpertInnenrunde mit dem Paradoxon konfrontiert, eine Thematik bearbeiten zu wollen, von der niemand im Detail viel wusste – mit Ausnahme der anwesenden Vertreterinnen der Historikerkommission, Brigitte Bailer-Galanda und Eva Blimlinger. Mitglieder der Historikerkommission aber waren von der österreichischen Regierung bei ihrer Einsetzung zu (befristetem) Stillschweigen verpflichtet worden. Stuart Eizenstat schlug einen pragmatischen und doch nicht praktikablen Ausweg vor: vielleicht könnten die Ergebnisse aus früheren Forschungen, die nicht dem Schweigegebot unterlägen, in die Runde eingebracht werden.

Diese Episode beschreibt das Dilemma der Mitglieder und MitarbeiterInnen der Historikerkommission: einerseits galt es, akademisch hoch qualifizierte Arbeit zu leisten, andererseits waren die Rahmenbedingungen profan: da gab es erstens die unakademische Schweigepflicht bei gleichzeitig hoher Erfolgserwartung seitens Medien, Anwälte und Lobbyisten. Zweitens der Zeitdruck, der nicht nur durch die anhängigen Gerichtsverfahren sondern durch das Alter der betroffenen Opfer bzw. auch schon ihrer Nachkommen genährt wurde und dem das Paradoxon der aus gesellschaftspolitischer Sicht zu späten, aus historischer Perspektive eher frühen Aufarbeitung, ebenso entgegenstand, wie die eher verständnislose Haltung der Bevölkerung, „schon wieder jüdische Geschichten aufzuarbeiten“, die womöglich dazu führten, „Juden wieder einmal viel Geld zu zahlen“. Kurzum, der Arbeitsauftrag der Regierung an die Historikerkommission bedeutete auch Auftragsarbeit, und das bei einem gesellschaftlich (immer noch) belasteten Thema.

Viereinhalb Jahre nach ihrer Einsetzung legte nun die Historikerkommission ihren Schlussbericht samt Teilberichten von 47 Forschungsprojekten vor. Die Lektüre der einzelnen Berichte verspricht eine spannende Beschäftigung zu werden. Im Schlussbericht sind die deutlichen Ausführungen zur Auswirkung der These vom kollektiven österreichischen Opfer gegenüber den individuellen Opfern als besonders gelungen hervorzuheben. Diese Passagen sollten jedem Politiker ins Stammbuch geschrieben sein. Essentiell sind ebenso die selbstkritischen und interdisziplinären Überlegungen. Beim Versuch, die Perspektive der Opfer zu beleuchten, griff man allerdings daneben. Auf Seite 17 des Abschlussberichts heißt es da nämlich: „Jene besonders jüdischen Opfer, die den Holocaust überlebt hatten, wollten, wenn sie nach Österreich zurückkehrten, unauffällig leben.“ Überlebende mussten dazu aber erstens nicht besonders jüdisch sein, und ob sie unauffällig leben wollten, ist zweitens ebenfalls anzuzweifeln.

Desiderate für künftige Forschungen liegen vor allem in der Nachkriegszeit. Hier wird der Ball von der beauftragten außerakademischen Forschungskommission wieder auf akademischen Boden zurückgespielt. Die befürchtete oder erhoffte Euro-Differenz zwischen geraubtem Vermögen und geleisteter Entschädigung hat die Historikerkommission nicht geliefert – Opfer und ihre Erben werden selbst Nachforschungen anstellen müssen, was tatsächlich bereits auf breiter Ebene, meist über Anwälte, erfolgt. Nur kurz sei an dieser Stelle auch darauf hingewiesen, dass sich die ForscherInnen sämtlicher Kommissionen mit Unzulänglichkeiten in den Archiven, auch im Staatsarchiv herumschlagen mussten. Oft fanden sich die MitarbeiterInnen seit Jahrzehnten unberührten Akten gegenüber, von zeitgerechter Katalogisierung oder Digitalisierung ganz zu schweigen. Dem Quellenstudium ging in vielen Fällen eine Quellenerschließung und -aufbereitung voraus.

Das bleibende Verdienst der Historikerkommission und ihrer 160 MitarbeiterInnen ist die Schaffung eines Kompendiums, das Grundlage und Ausgangspunkt für weitere Forschungen – und vor allem auch für die Vermittlung an die Öffentlichkeit ist, ja sein muss, damit die 6, 5 Mio. Euro Gesamtbudget letztlich erfolgreich investiert gewesen sind. Die Arbeit der HistorikerInnen hat den zentralen Vergangenheits-Nerv der österreichischen Gesellschaft berührt und einen Reflex ausgelöst – einen Gesetzesvorschlag zur umfassenden Beschränkung der Archive.

Anton Legerer, Psychologe

## Editorial

Liebe Leserin!

Lieber Leser!

Im Februar diesen Jahres hat die Österreichische Historikerkommission ihre Tätigkeit mit der Veröffentlichung des Schlussberichtes offiziell beendet. Über hundert HistorikerInnen - unter ihnen auch einige ehemalige Gedenkdienstleistende - haben seit 1998 in dutzenden Projekten die verschiedenen Aspekte des Vermögensentzugs nach dem „Anschluss“, aber auch die Rückstellungsgesetzgebung, sowie deren Praxis nach 1945 in Österreich untersucht. Sie lieferte Berichte im Gesamtumfang von über 15.000 Seiten, die im Internet unter [www.historikerkommission.at](http://www.historikerkommission.at) abrufbar sind. Das öffentliche Echo auf die Ergebnisse dieses gigantischen Forschungsprojekts war jedoch gering. In Zeiten des Infotainment wäre der Kommission wahrscheinlich mehr öffentliche Resonanz zuteil geworden, wenn sie den Abschlussbericht im Rahmen eines zeitgeistigen Events am Heldenplatz, vielleicht gar noch vom Balkon der neuen Hofburg - möglichst genau dort wo einst Adolf Hitler wenige Tage nach dem Anschluss stand - den Journalisten präsentiert hätte...

So stellt sich die ernste Frage, ob die Aufarbeitung der NS-Zeit aus dem öffentlichen Bewusstsein gerückt ist? Zweifellos war die Auseinandersetzung mit der NSZeit in Österreich nie sehr ernsthaft und tiefgehend. Es dominierten emotionale Reflexe, kanalisiert durch die Boulevardmedien. In den letzten Jahren stand - in Abwandlung eines klassischen antisemitischen Vorurteils - die Angst vor ökonomischen Nachteilen im Zentrum der Interessen Österreichs falls den Forderungen der „Ostküste“ nicht nachgegeben würde. Tatsächlich war mit dem Abkommen zwischen Österreich, den USA sowie den jüdischen Organisationen „die Luft draußen“ und dies, obwohl heute, mehr als zwei Jahre nach Unterzeichnung des Abkommens mit den Auszahlungen an Opfer des NS-Regimes und deren Nachkommen noch nicht einmal begonnen wurde.

Mit den Berichten und deren Veröffentlichung kann und darf die Arbeit der Kommission nicht zu Ende gehen. Jetzt geht es darum - wie der Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde, Ariel Muzicant, und der Vorsitzende der Kommission, Clemens Jabloner, gefordert haben - die Ergebnisse der Arbeit der Bevölkerung und insbesondere der Jugend näher zu bringen.

Mit dieser Ausgabe von Gedenkdienst wollen wir dafür einen Beitrag leisten. Dies kann natürlich nicht erschöpfend geschehen. Wenn jedoch bei dem/der LeserIn das Interesse auf mehr Information geweckt werden kann, ist das Ziel dieser Ausgabe schon erreicht.

Eine interessante Lektüre wünscht Ihnen

Christian Klösch, Obmann Verein GEDENKDIENTST

PS: Unterstützen Sie bitte unsere Arbeit mit einem Abo, Förder-Abo oder mit einer Spende!

## „...erforschen und berichten...“

*Entstehung und Arbeit der Historikerkommission*

*„Den gesamten Komplex Vermögensentzug auf dem Gebiet der Republik Österreich während der NS-Zeit sowie Rückstellungen bzw. Entschädigungen (sowie wirtschaftliche oder soziale Leistungen) der Republik Österreich ab 1945 zu erforschen und darüber zu berichten“*

Waren in der Schweiz die „schlafenden“ und zum Teil „schlafengelegten“ Konten der Ausgangspunkt für die Einsetzung mehrerer Kommissionen, so war es in Deutschland die ungelöste Frage der Entschädigung der Zwangsarbeit, die zwar nicht zur Tätigkeit einer Kommission führte, aber zu Entschädigung eines Teils – ehemalige Kriegsgefangene, Italienische Militärinternierte, und ZwangsarbeiterInnen in der Landwirtschaft sind ausgenommen - der ehemaligen ZwangsarbeiterInnen. Und fast möchte man sagen, wie könnte es anders sein, war es in Österreich die Kunst, die dazu führte, dass sich die Republik Ende des 20. Jahrhunderts mit den Fragen Rückstellungen und Entschädigungen zu beschäftigen hatte. In Österreich begann die neuerliche Diskussion um Entschädigung und Restitution Ende des Jahres 1997 mit der Beschlagnahme von vier Kunstwerken aus der Sammlung Leopold. Im Herbst 1998 beschloss der Nationalrat das Bundesgesetz über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus den Österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen, am 20. Jänner 1999 trat zum ersten Mal jener Beirat zusammen, der über die Rückgabe auf Grund des Gesetzes zu entscheiden hat. Nach Einbringung von Klagen gegen österreichische Banken und Unternehmen einerseits betreffend Vermögensentzug und andererseits Zwangsarbeit, sowie auf Grund der Anregung des Präsidenten der IKG wurde mit Ministerratsbeschluss vom 1. Oktober 1998 die Historikerkommission eingesetzt.

### Die Entstehung

Das Mandat der Kommission lautete: „Den gesamten Komplex Vermögensentzug auf dem Gebiet der Republik Österreich während der NS-Zeit sowie Rückstellungen bzw. Entschädigungen (sowie wirtschaftliche oder soziale Leistungen) der Republik Österreich ab 1945 zu erforschen und darüber zu berichten“. Zum Vorsitzenden der Kommission wurde der Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, Clemens Jabloner, zum weiteren Mitglied der Generaldirektor des Österreichischen Staatsarchivs, Lorenz Mikoletzky berufen. Die übrigen vier Mitglieder wurden nach einem recht komplizierten wiewohl demokratischen System bestellt, bei dem die wichtigsten Institutionen, die mit der Thematik befasst sind einbezogen waren. Dies führte vor allem bei der Bestellung des ausländischen Mitglieds anfänglich zu Schwierigkeiten sagten doch sowohl Raul Hilberg als auch nach der konstituierenden Sitzung Avraham Barkai ab. Schließlich gelang es aber, Robert Knight, der durch seine kommentierte Herausgabe der Ministerratsprotokolle „Ich bin dafür die Sache in die Länge zu ziehen“ in Österreich bekannt wurde, als Mitglied zu gewinnen. Als übrige Mitglieder der Historikerkommission wurden Brigitte Bailer-Galanda, Bertrand Perz und Roman Sandgruber bestellt. Gleich in der ersten Sitzung am 26. November 1998 wurde deutlich, dass weitere Personen notwendig sind, um diese vielfältige und umfassende Aufgabe zu erfüllen. Die Kommission beschloss als außerordentliche Mitglieder drei „Ständige Experten“ aufzunehmen: Alice Teichová, Karl Stuhlpfarrer und Georg Graf.

### Das Programm

Der nächste Schritt war die Erarbeitung und Präsentation des „Arbeitsprogramms“, in dem die sich aus dem überaus breiten Mandat ergebenden vielfältigen Fragestellungen mit Blick auf Operationalisierbarkeit für die konkrete Forschung entwickelt wurden. Es mussten klare inhaltliche Abgrenzungen getroffen werden, um den Anforderungen zwischen der notwendigen Zeit für wissenschaftliche Arbeiten einerseits und den politischen und öffentlichen Erwartungen nach raschen Ergebnissen andererseits einigermaßen gerecht zu werden. Im April 1999 erhielt die Historikerkommission dann ihren definitiven Auftrag durch den Bundeskanzler, den Vizekanzler sowie die Präsidenten des Nationalrates und des Bundesrates. Die Historikerkommission war ein Organ der Republik Österreich. Die Mitglieder waren weisungsfrei und unabhängig. Das Innenverhältnis zu den Auftraggebern wurde durch Werkverträge geregelt, die alle Garantien, vor allem jene der Veröffentlichung der Ergebnisse enthielten. Dies war vor allem aus den Erfahrungen der Waldheim-Kommission ein wesentliches Kriterium. Die Kommission entschloss sich die einzelnen Forschungsbereiche thematisch international auszuschreiben und vergab insgesamt 47 Forschungsprojekte und Gutachten an

rund 160 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Diese kamen aus den verschiedensten Disziplinen, etwa der Zeitgeschichte, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Rechtsdogmatik, der Rechtsgeschichte, der Soziologie und der Politikwissenschaften. Auch das Verhältnis zwischen Kommission und ProjektnehmerInnen wurde durch Werkverträge geregelt. In personeller Hinsicht wurde die Historikerkommission durch ein Sekretariat, meinen Kollege Dr. Reinhard Binder-Kriegelstein M.A. I.S. und zwei Sekretärinnen verstärkt. An sachlichen Ressourcen standen der Kommission Arbeitsräume und Material im Staatsarchiv in Wien III zur Verfügung, die Budgetmittel wurden über die Parlamentsdirektion abgerechnet.

### **Die Projekte**

Die Historikerkommission nahm bei der Auswahl der Projekte darauf Bedacht, solche durchzuführen, die voraussichtlich von keiner anderen Stelle durchgeführt hätten werden können. Die Historikerkommission fand ja eine Situation vor, in der in mehreren öffentlichen und privaten Bereichen national wie international Kommissionen oder einzelne Experten tätig waren. Daraus ergab sich die Notwendigkeit einer Koordination und der so entwickelte Grundsatz der „komplementären Forschung“. In manchen Bereichen, wie etwa beim Thema Versicherung, hat sich das Prinzip der Komplementärforschung bewährt. Die Kommission konnte hier auf die bereits veröffentlichte Arbeit von Dieter Stiefel zurückgreifen. Im Bereich der Banken gab es weniger Erfolge. Der Bericht der Erste Bank, der noch vor jenem der Historikerkommission in Auftrag gegeben wurde, liegt bis heute nicht vor. Ein Zwischenbericht wurde der Historikerkommission zwar übermittelt, von dieser aber als unzureichend beurteilt. Die PSK-Berichte waren zwar eine Zeit lang über Internet verfügbar sind jetzt jedoch nur mehr über E-mail anzufordern. Die Historiker, die die Rolle der Länderbank und der CA im Rahmen des geschlossenen Vergleichs der Bank Austria/CA mit Klägern untersuchen werden vermutlich Mitte dieses Jahres einen ersten Bericht vorlegen. Schwierig gestalteten sich auch die Forschungen des Dorotheums. Es hat, nachdem die Historikerkommission den ersten Forschungsbericht als unzureichend beurteilte, neuerlich Historiker mit der Aufarbeitung seiner Rolle im Nationalsozialismus beauftragt. Der Endbericht wird 2003 erst nach Beendigung der Tätigkeit der Historikerkommission vorliegen und hoffentlich veröffentlicht werden.

### **Wissenschaftlicher Anspruch**

Die Mitglieder und Ständigen Experten der Historikerkommission sahen ihre Aufgabe vor allem darin, die einzelnen Projekte wissenschaftlich zu leiten und die regelmäßigen Forschungsberichte zu bearbeiten und gemeinsam mit den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen zu diskutieren. In einzelnen Fällen arbeiteten auch die Kommissionsmitglieder selbst an Forschungsvorhaben und Gutachten. Im Gegensatz zu anderen Auftragsforschungen und ganz zu schweigen von „Antrags“Forschungen war es notwendig einen strikten Zeitplan einzuhalten. Unterstützt wurde diese Zeitplanung durch regelmäßige, meist halbjährliche Zwischenberichte, die von zumindest zwei Mitgliedern der Kommission schriftlich begutachtet wurden. Die Ergebnisse der Diskussion der Berichte wurden an die ProjektnehmerInnen als Feedback übermittelt. Der Diskussion und Evaluierung der Ergebnisse sowie den sonstigen Verfahrensaufgaben der Kommission (z.B. Budgetcontrolling, Erschließung und Koordination der Quellen) dienten die bis zur Vorlage des Schlussberichtes durchgeführten 57 Sitzungen. Die eigentliche Forschungskoordination wurde dabei von mir übernommen. Zu den wichtigen Funktionsbedingungen der Historikerkommission gehörten auch bestimmte gesetzliche Maßnahmen, die der Erhaltung und Zugänglichkeit der Archivalien dienen. Dazu zählt die Beschlussfassung des Archivgesetzes und Änderungen im Denkmalschutzgesetz, die es ermöglichen, bestimmte Archivalien unter Schutz zu stellen. Es ist damit erstmals gelungen, in Österreich eine gesetzliche Regelung bezüglich der Erhaltung von relevanten zeitgeschichtlichen Materialien zu erwirken. Eine Fülle von Beständen wurden erstmals bearbeitet und waren – soweit es in Österreich befindliche Quellen betraf – vor allem durch den zu Gunsten der Historikerkommission ergangenen Bescheid der Datenschutzkommission erstmals einsehbar. Die Ergebnisse der insgesamt dreieinhalbjährigen Forschungstätigkeit liegen in Form von insgesamt 54 Berichten vor und können hier nicht näher erörtert werden. Sie sind im Internet unter [www.historikerkommission.gv.at](http://www.historikerkommission.gv.at) abrufbar und werden nach und nach im Verlag Oldenbourg erscheinen.

### **Zahlen und Fakten**

Die hinter dem Mandat der Historikerkommission stehende Schlüsselfrage zielte auf Quantitäten ab – verbunden mit der Intention, aus solchen Quantitäten ein Werturteil darüber ableiten zu können, ob sich

Österreich den Geschädigten gegenüber „gut“ oder „schlecht“ verhalten habe. Die Quantitäten sollten sich aus der ziffernmäßigen Gegenüberstellung von entzogenen Gütern einerseits und Rückstellungen sowie Entschädigungen andererseits ergeben. Eine derartige Bilanz lässt sich aber – geht man wissenschaftlich seriös vor – nicht liefern. Weder lässt sich beziffern, wie viel Vermögen insgesamt entzogen wurde, noch ist es möglich, der Summe von Rückstellungen und Entschädigungen einen auch nur halbwegs präzisen Geldwert zuzuordnen. Die oft nachgefragte konkrete Bezifferung der Leistungen der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus kann aus verschiedensten Gründen – die im Schlussbericht erörtert werden - so nicht vorgenommen werden. In vielen Bereichen ist es zum Beispiel so, dass bei zahlreichen Gesetzen NS-Opfer gemeinsam mit politischen Opfern aus der Zeit des „autoritären Ständestaates“ berücksichtigt wurden und keine Angaben dazu vorliegen, welche Beträge welcher dieser beiden Opfergruppen zugute kamen. Signifikant ist, dass circa ab 1949 jede Entschädigungsmaßnahme für NS-Opfer einhergeht mit Gesetzen zur Entschädigung anderer „Opfer“, seien es Bombengeschädigte, Besatzungsgeschädigte oder Spätheimkehrer und im Kriegs- und Verfolgungssachschiädengesetz von 1958 hat man gleich alle „Opfer“ pauschal und die NS-Opfer damit unzureichend versucht zu entschädigen. Jede gesetzliche Maßnahme die zugunsten von NS-Opfern gesetzt wurde musste quasi durch eine andere durchaus im doppeldeutigen Sinn ent-schuldigt werden.

Eva Blimlinger, Forschungskordinatorin der Historikerkommission

PS: Eines der anfangs erwähnten vier Bilder aus der Sammlung Leopold, das Bildnis Wally von Egon Schiele, ist nach wie vor beschlagnahmt. Seit Juni 2002 wird es nicht mehr im Museum of Modern Art (MoMA), sondern in einem privaten Kunstlager aufbewahrt. Einen Termin für den Prozess gibt es nicht.

## Füllfedern, Weißwäsche und Stoffkaninchen

*Symbole einer verlorenen Heimat?*

### Ohne Heimat

Wir sitzen auf Stühlen die  
nicht unser sind.

Wir essen von Tellern die  
nicht unser sind.

Wir sprechen die Sprachen  
die nicht unser sind.

Unser ist: Der Staub und  
der Steg.

Unser ist: Das Wandern  
und der Weg.

Unser ist das Leben das  
keinen Keim hat.

Wir haben keine Heimat.

*Stella Rotenberg, England 1940*

Vor knapp zwei Jahren entstand in Zusammenarbeit mit Niko Wahl das Projekt „Spuren des Verlustes. Über die Arisierung des Alltags“ für die Österreichische Historikerkommission. Unser Vorhaben, aus der Perspektive einer alltäglich gewordenen Konsumkultur die Suche nach dem individuellen Wert verlorener Dinge anzutreten, stellte uns von Anfang an vor einige, nicht nur praktische Schwierigkeiten: Vor dem Hintergrund der Wohlstandsgesellschaft, zwischen den Regalen von Ikea, H&M und Amazon verschwimmt die Bedeutung des persönlichen und individuellen Werts von Gegenständen zusehends hinter der Masse und Beliebigkeit der Dinge, die uns umgeben. Nicht nur fällt es schwer, die Bedeutung eines einzelnen Mantels, eines Buches oder einer Tischdecke in seiner historischen Wertigkeit einzuschätzen, es ist darüber hinaus unmöglich, den individuellen Wert der Dinge und die Konsequenzen ihres Verlustes zu begreifen. Im Bewusstsein dessen und der Unvollständigkeit unseres Vorhabens versuchten wir, möglichst viele Geschichten und Erzählungen aus Interviews, Memoiren und Akten zu sammeln und ihre Bedeutung für Beraubte und Räuber zu illustrieren.

Der Begriff der Arisierung als Teil jenes Prozesses, der vom massiven Ausschluss und der völligen gesellschaftlichen Entwertung bis hin zur Vernichtung österreichischer Jüdinnen und Juden führte, beschreibt ein Ereignis aus der Perspektive von Tätern und ist damit schon problematisch. Was hinter dem Wort steht, ist eine Abfolge gebrochener Präsenzen, die keine Kontinuitäten kennt, als die Wiederkehr von Lücken, Verlust und dem Verschwinden aus der Gesellschaft. Arisierte Mobilien tragen Spuren lebendiger sozialer Prozesse und deren Akteure. Ihr Zeugnis- und Fragmentcharakter bildet eine mögliche weitere Ebene zu Erinnerungsliteratur und lebensgeschichtlichen Interviews, macht sich an ihnen doch die Zerstörung der linearen subjektiven Zeit durch das Schockerlebnis des Holocaust sichtbar. In der Erinnerung scheinen die verlorenen Dinge zusammen mit verlorenen Empfindungen jener Zeit wieder real und in der Gegenwart präsent zu werden - die uneingelösten Versprechen der Vergangenheit und die Erinnerung an eine mögliche, nicht erlebte Zukunft. So kam es zu dem Versuch, über den Umweg der Dinge die imaginäre Geschichte der Empfindungen, der Hoffnungen und Ängste ihrer Besitzer zu erzählen.

Für unsere Überlegungen wählten wir eine Reihe von unterschiedlichen Gegenständen aus, die nicht repräsentativ, sondern exemplarisch für die Fülle der Dinge stehen sollten: Bücher, Photos, Gebrauchsgegenstände, Tiere, Spielzeug, Autos und Fahrräder sowie Kultgegenstände und gesamte Wohnungsembles sollten die verschiedenen Lebenssituationen und sozialen Umfeldler symbolisieren, deren Bestandteil sie waren und aus denen sie geraubt wurden.

Es sind Gegenstände, die ihren Wert aus ihrer Vertrautheit gewannen, aus dem Zusammenhang, der sie zur individuellen Umgebung werden ließ, aus den Lebensumständen, für die sie symbolhaft standen, und aus der Erinnerung an die eigene Vergangenheit und die Menschen, die diese Vergangenheit bevölkerten.

Eine der Geschichten, die wir sammelten, ist die des 72jährigen Israelis Uri ben Rehav, der als Wilhelm Schwarz in Wien geboren wurde. Im Alter von neun Jahren musste er zusammen mit seiner Mutter und dem jüngeren Bruder in eine Sammelwohnung im zweiten Bezirk ziehen. Seine Eisenbahn, eine Märklinbahn, an die sich die Erinnerung an eine behütete und heile Kindheit knüpft, musste er zurücklassen: „Man durfte nur mitnehmen, was in den Koffer rein geht und da hab ich meine Eisenbahn natürlich nicht rein geben können. Man hat wichtigere Sachen gehabt, man hat Kleider gebraucht und Wäsche.“ 1942 wurde Uri ben Rehav mit seiner Familie nach Theresienstadt deportiert und „hatte das fragliche Vergnügen bis Kriegsende dort zu bleiben.“ Auch dort spielte er mit einer Eisenbahn, die er auf einem Dachboden gefunden hatte. „Die hat mich als Kind immer so erinnert an die guten schönen Zeiten. Das war für mich wie ein seelischer Katalysator, dass ich durchhalten konnte - moralisch und seelisch.“ Was später aus seiner Wiener Eisenbahn geworden war, was aus der elterlichen Wohnung, weiß Uri ben Rehav nicht. Andere Geschichten, wie die von Jonny Mosers Hund, Alexander Picks Fahrrad, Jakob Kohns Shabbat-Leuchter oder Gertrude Pravdas Teddybär stehen gegenüber den Geschichten derer, die diese Dinge geraubt und in ihr neues Leben integriert hatten: Verdiente Parteigenossen, die ganze Wohnungen übernahmen, Nachbarn die, denunzierten, um neue Wohnungen und damit einen höheren sozialen Status zu erreichen oder die vielen anderen, die billig an mobilen Besitz jeder Art kommen wollten.

So findet sich in den Akten der Vermögensverkehrsstelle Wien auch der Antrag einer Volksdeutschen auf Arisierung einer florierenden Wäsche- und Strumpfreparaturwerkstätte im vierten Bezirk. Rosa Mauer wandte sich mit dem Hinweis auf ihre „rein-arische Abstammung“ direkt an „meinen Führer.“ Sie war erfolgreich. Im selben Akt findet sich eine Notiz, dass die Vermögensverkehrsstelle dem Ansuchen stattgegeben und ihr trotz des fehlenden Gewerbescheins den Zuschlag für die Reparaturwerkstätte und alle darin befindlichen Gerätschaften und Weißwaren zugesprochen hatte.

Was für die einen sozialen Aufstieg bedeutete, stand für die andern symbolhaft für den erlittenen Bruch. Für die Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung scheint sich die Bedeutung der verlorenen Gegenstände vielfach aus der Geschichte ihres Verlustes abzuleiten. Manchmal wurden alltägliche Dinge zu Zeugen des erlittenen Traumas und begleiteten als idealisierte Objekte und Projektionsflächen die Erinnerung ein Leben lang, die Erinnerung an den Verlust der Familie, des Lebens, der Perspektiven.

In den Interviews, die wir im Rahmen dieses Projektes führten, wurden wir aber auch immer wieder auf die Grenzen unserer Erklärungs- und Verständnisversuche aufmerksam gemacht, sind die Geschichten, die wir zu erzählen versuchten doch niemals repräsentativ, sondern stehen immer nur für sich. Die Dichterin Stella Rotenberg antwortete auf unsere Frage nach dem Verlorenen: „Naja, ich erinner' mich an alles, schon, aber was nützt das? Vielleicht [...] hab ich deshalb nie im eigenen Haus viel haben wollen, möglicherweise wollt ich nie viel haben, denn was man nicht hat, kann man nicht verlieren, kann sein...“

Ihre Heimat aber scheint in der Klarheit und Unmittelbarkeit ihrer Sprache zu liegen, nicht an einem Ort, „[...] ich bin nirgendwo zu Hause. Mir ist ja kein Ort verlorengegangen, sondern eine Entwicklung – und eine Generation.“

Mirjam Triendl, Mitarbeiterin der Historikerkommission Dissertandin in Zeitgeschichte an der Universität München

## Eine Initiative gegen die Schnäppchenjäger der Arisierung

*Die Stiftung "Zurückgeben"*

Zahllose Menschen haben direkt und indirekt von der Vertreibung und Ermordung der Juden im Dritten Reich profitiert. Eine Deutsche Stiftung will ein Zeichen setzen und fordert die Vernichtungsgewinner auf, arisiertes Gut zurückzugeben.

Ein Ergebnis der Recherchen der Historikerkommission ließ besonders aufhorchen: Ein Grossteil der Werte, die in den Jahren ab 1938 arisiert worden waren und nach 1945 im Besitz der Öffentlichen Hand gelangt waren, wurden im Laufe der letzten Jahrzehnte – zwar schleppend und mit allerlei bürokratischen Hemmnissen und Schikanen - an die ursprünglichen Besitzer oder deren Erben zurückgegeben. Ganz anders jedoch sieht es mit Häusern, Möbeln, Hausrat, Schmuck, Bildern etc. die in Privatbesitz kamen. Hier wurde nur ein Bruchteil dessen, was geraubt und erpresst wurde und letztendlich durch „Gassenverkäufe“, Versteigerungen oder Zuweisungen seitens der Behörden in den Besitz von Privatpersonen kam, nach 1945 zurückgegeben. Schätzungen gehen von einer Restitutionsquote von nur etwa einem Drittel aus! Wie viele arisierte Perserteppiche, Porzellan, Möbel, Bücher, Klaviere, Bilder etc. sind wohl heute noch in österreichischen Privatwohnungen zu finden? Wie viele davon sind im Besitz der Enkel von Arisierern, Mitläufern und Nutznießern des NS-Regimes, die nie auf die Idee kommen würden, dass so manches lieb gewonnene Familienerbstück Personen gehört hat, die in Auschwitz oder Maly Trostinec ermordet wurden oder heute noch in den USA oder Israel leben?

Eine Gruppe von Arisierungsgewinnern hat sich nun vor einigen Jahren zusammengetan um diesen Zustand des tradierten Unrechts für sich persönlich zu beenden. Die Berlinerin Irene Anhalt erbte von ihrer Großmutter ein paar Biedermeier-Möbel. Die, vielen Besuchen vertrauten Möbel gefielen ihr, aber besitzen wollte sie sie nicht. Ihre Großmutter wurde 1943 ausgebombt. Ihr Vater, damals Stadtdirektor von Berlin hatte Zugriff auf „arisierten“ Hausrat deportierter oder ermordeter Juden. Aus diesem Lager besorgte er ihr damals eine neue Wohnungseinrichtung.

Hilde Schramm, Erziehungswissenschaftlerin und ehemalige Abgeordnete der Alternativen Liste im Berliner Abgeordnetenhaus, erbte einige Gemälde von ihrem Vater, die dieser in den dreißiger Jahren günstig erworben hatte. Hilde Schramm wollte die Bilder nicht. Ihr Vater war Albert Speer, Hitlers Architekt und späterer Rüstungsminister und es war sehr wahrscheinlich, dass diese Bilder aus jüdischem Besitz stammten. Stattdessen verkaufte sie die Bilder und gründete zusammen mit Irene Anhalt, Birgit Rommelspacher und Ursula Wachendorfer die Stiftung Zurückgeben.

Neben dem Verkauf von Möbeln und Bildern flossen in die Stiftung auch Gelder aus allgemeinen Spenden oder Zuwendungen von Personen, die im weitesten Sinne Nutznießer des NS-Regimes gewesen waren, wie z.B. Industrielle.

Die Stiftung vergibt seit 1995 jährlich Projekt- und Jahreszuschüsse an jüdische Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen, die in Deutschland arbeiten. Die Auswahl trifft eine Jury, der jüdische Frauen aus Kultur und Wissenschaft angehören. Gefördert wurden beispielsweise eine Dissertation über Kindheitserinnerungen jüdischer Autoren oder ein Film über die Verflechtung jüdischer und arabisch-islamischer Kultur.

Obwohl die Stiftung seit beinahe 10 Jahren besteht, ist sie in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt. Es scheint für die Erbgeneration, die selbst keine persönliche Schuld an den Nazi-Verbrechen trägt, oft ausgeschlossen zu sein, dass sich in ihrem Besitz möglicherweise arisiertes Gut befindet und sich so mit dem Erbe auch das Unrecht tradiert. In einem Radiointerview sagte Irene Schramm einmal: „Es fällt den Menschen wohl schwer, die Rassenpolitik mit dem eigenen Leben und Wohlstand in Verbindung zu bringen. Doch man kann nicht die Gegenwart von der Vergangenheit trennen.“ Mit dem symbolischen „Zurückgeben“ geraubter Güter zwar nicht an den ursprünglichen Besitzer bzw. deren Erben sondern stellvertretend an jüdische Frauen, die heute in Deutschland leben und arbeiten, kann das Unrecht nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Stiftung ist aber eine wichtige Initiative, die lange Zeit tabuisierte

Bereicherung breiter Bevölkerungsschichten durch die Arisierungen zu thematisieren. Eine ähnliche Initiative in Österreich ist längst überfällig.

Christian Klösch, Obmann Verein GEDENKDIENTST

Weitere Informationen:

Stiftung Zurückgeben, Greifswalderstr. 4, D-10405 Berlin

Tel.: +49 30 42022645 [www.stiftung-zurueckgeben.de](http://www.stiftung-zurueckgeben.de)

## Tod einer alten Dame

Bald nach meinem Dienstbeginn als Gedenkdienstleistender im U.S. Holocaust Memorial Museum (USHMM) im Oktober 1993 wurde ich an den Reference Desk gerufen. Dort erwartete mich Helen Otley, mittelgroß, schlank und – wie ich später erfahren habe – 82 Jahre alt. „Ich wollte mir den Österreicher hier einmal anschauen“, sagte sie mir bei dieser ersten Begegnung unverblümt. Sie hatte im Nachrichtenblatt des Pressedienstes der österreichischen Botschaft vom Gedenkdienstleistenden im USHMM gelesen. Fortan war ich regelmäßiger Gast im Hause Otley.

„Besuch einer alten Dame“ habe ich diese erste Begegnung in einem Beitrag für das Presse Spectrum genannt. Helen Otley freute sich über diesen an Friedrich Dürrenmatts Drama angelehnten Titel meiner Kurzgeschichte. Mit der Zeit entwickelte sich eine tiefe Freundschaft zwischen Helen Otley und mir, obwohl die Besuche eine Herausforderung bedeuteten, nicht nur, weil sie immer länger dauerten als von mir im Voraus geplant. Irgendwann bot mir Helen das Du-Wort, und wir duzten einander. Nach meiner Heimreise im Oktober 1994 telefonierte Helli und ich – meistens rief sie an, immer mit einer Liste von Themen in ihrer Hand, damit nichts zu besprechen vergessen würde, und auch damit die Telefonate nicht zu lang und zu teuer würden, weil sie ihr Vermögen sozialliberalen NGOs (United Farm Workers of America, Amnesty International, Southern Poverty Law Center) möglichst ungeschmälert hinterlassen wollte. Ihr Besuch 1995 in Wien, bei dem sie in ihrer ehemaligen Bücherei Weimarerstraße ihr Buch präsentierte – diese Veranstaltung wurde über Heimo Gruber (Autor von „Bücher aus dem Schutt“) organisiert, der Helli Otley im Spectrum- Artikel wiedererkannt hatte – sollte unsere letzte persönliche Begegnung werden.

Helen Otley war eine komplexe Persönlichkeit, eine musisch begabte Naturwissenschaftlerin, die etwa einen Zufall als „Zusammentreffen von Ereignissen, für die unseres Wissens keine Korrelation besteht“ definierte (S. 47 in Helen Otley: „Wieder einmal Menschen werden“, 1995, Verlag Haag und Herchen, Frankfurt). Auch nach ihrem Tod am 13. Jänner 2003 – sie war in ihrem Zuhause in dem Vorort der amerikanischen Hauptstadt Washington, D.C., Rockville-Maryland friedlich eingeschlafen – lässt sich Person und Schicksal der am 13. Oktober 1911 in Wien geborenen Helene Schlesinger mit den bekannten Stereotypen nur unzulänglich fassen: nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich verließ Helene Schlesinger im Jänner 1939 Wien – um nach Berlin und später weiter nach Dresden zu ziehen, wo sie Arbeitsstellen als Physikerin fand. Dabei hatte sie mit den Nazis nichts zu schaffen. Es war wohl der Verlust vieler FreundInnen, die aus Wien ausgewandert waren bzw. auswandern konnten, und wirtschaftliche Notwendigkeit, weil Vaters (Moritz Schlesinger: Das verlorene Paradies. Ein improvisiertes Leben in Wien um 1900, Picus Verlag 1993) Bahnbeamtenpension nicht ausreichte, vier Personen zu ernähren, die sie in die Nazi- Metropole und nach Dresden ziehen ließen. Kurz vor ihrer Rückkehr nach Wien, wo sie eine Stelle bei der Siemensniederlassung antreten sollte, wurde sie im September 1942 verhaftet – weil sie in Berlin Kontakt zu einer kommunistischen Gruppe gehabt hat, die von den Nationalsozialistischen entdeckt und deren Mitglieder verfolgt wurden.

Nun, erneut schwer fassbar: Helene Schlesinger war keine Kommunistin, sie verstand sich zeit ihres Lebens als Sozialdemokratin, und sie verabscheute revolutionäre Gewaltphantasien. Nach zweimonatigen Verhören wird sie nach Auschwitz deportiert, wo sie bis März 1943 festgehalten wird, dabei nur knapp dem Tod durch Fieber und Entkräftung entkommt. Ihre Nummer: 26022 (die Recherche über ihre Inhaftierung im Konzentrationslager Auschwitz hatte der zu dieser Zeit als Gedenkdienstleistende im Museum Auschwitz arbeitende Daniel Werner übernommen).

Helene Schlesinger war auch keine Jüdin – nur der Vater ihres Vaters war Jude (der Journalist und Bühnenautor Sigmund Schlesinger). Ihre Überstellung aus dem Konzentrationslager Auschwitz wurde aufgrund des Gerichtsverfahrens wegen Beteiligung an der „Vorbereitung zum Hochverrat“ veranlasst, das sie nun in Berlin-Moabit erwartete, und das ihr paradoxerweise das Leben rettete. Vom rechtlosen Konzentrations-/Vernichtungslager kehrte sie zurück ins „ordentliche“ Justizsystem. Als kleiner Fisch im Hochverratsprozess wird sie zu zweieinhalbjähriger Gefängnisstrafe „verurteilt“, am 2. März 1945, kurz vor Ablauf ihrer „Strafe“ wird sie entlassen, und Helene Schlesinger fährt zurück nach Wien, zu ihren Eltern in die Fenzlgasse 22 im Wiener Bezirk Rudolfsheim-Fünfhaus. (An dieser Stelle endet die

publizierte Autobiographie Helen Otleys: „Wien, Auschwitz, Maryland“, 1995 Verlag Haag und Herchen, Frankfurt)

Helene Schlesinger versuchte an die Vorkriegszeit anzuknüpfen, und sie beteiligte sich an der sozialdemokratischen Bildungsarbeit, unter anderem schrieb sie für die Arbeiterzeitung, verfasste das politische Theaterspiel „Eulenspiegel in Wien“, war Personalvertreterin. So richtig Fuß fassen, so ließ sie es in ihren Erzählungen immer wieder durchblicken, konnte sie aber nicht mehr. Ihren Bruder hatte sie im Krieg verloren, ebenso viele der FreundInnen, eine Arbeitsstelle als Physikerin – sie hatte 1937 in Wien in Physik promoviert – war nicht zu bekommen. 1946 begann sie bei den Wiener Städtischen Büchereien zu arbeiten. Sie leitete die Zweigstelle Weimarer Straße und ab 1953 die damalige Bücherei Stumpergasse. 1955 wechselte sie als Mathematikerin in das Statistische Amt der Stadt Wien. 1951 hatte sie ihren Arbeitskollegen Karl Beck geheiratet, der 1960 früh verstarb.

Die Aufnahme reger werdenden Briefwechsels mit einem jüdischen Jugendfreund – Kurt Österreich, der nach einer Inhaftierung in Dachau in die USA entkommen konnte, wo er seinen Namen in Otley änderte, und der ebenfalls früh verwitwet war – führte 1962 zur Eheschließung mit Kurt Otley und zu ihrer Übersiedelung nach Rockville-Maryland. Helen Otley wurde Hausfrau, was ihr gar nicht recht behagte, wie in den Erzählungen durchklang. Ab und zu veröffentlichte sie Reiseberichte in der Gewerkschaftszeitung in ihrer alten Heimat. Trotz dieses von Ehemann Kurt erzwungenen Hausfrauendaseins – „Er wollte immer, dass ich für ihn da war, wenn er nach Hause kam“, vertraute mir Helli einmal an – und trotz ihrer Wien- und Österreichnostalgie war sie in ihrer neuen Heimat glücklich.

Helen Otley war eine Spätexilantin, eine Spätvertriebene, eine Überlebende von Auschwitz, die das Nachkriegsleben in Wien nicht mehr verkraften konnte, die nicht mehr anschließen konnte an die zerstörte Welt der Zwischenkriegszeit, die nicht mehr die ihre war, und in der sie sich nicht mehr recht heimisch fühlte. Wahrscheinlich war es – trotz des mehr als 50- jährigen Altersunterschieds und der für mich nicht nachempfindbaren Erfahrung der nationalsozialistischen Verfolgung und der Inhaftierung im Konzentrationslager – dieses Gefühl der Entfremdung von den eigenen Wurzeln, das uns auf eine unheimliche, unbeschreibliche Art zu Seelenverwandte machte, das ein Band schuf, das ein tiefes gegenseitiges Verstehen ermöglichte.

Für Helli waren unsere Begegnungen – die von fast allen Gedenkdienstleistenden im USHMM weitergeführt wurden – wohl auch ein wenig Kompensation für unerfüllte nostalgische Erinnerungen. Meine Nachfolger und ich kompensierten die aufgrund seiner Krankheit nicht mehr möglichen Gespräche mit dem aus Wien stammenden Ehemann Kurt, der meiner Erinnerung zufolge 1995 verstarb. Für mich selbst war die Begegnung mit Helen Otley von zentraler Bedeutung, weil ich das Potenzial der Vertriebenen, der Überlebenden, der Emigranten für mich und für Gedenkdienst erkannte, weil ich damit fehlende, bislang vorenthaltene Mosaiksteine in der mir vermittelten österreichischen Zeitgeschichte erhielt – und weil sich daraus unschätzbare Freundschaften entwickelt haben, allen voran die Freundschaft mit Helli – Helene Schlesinger-Beck- Otley.

Ich bin froh, dass ich Hellis Lebensgeschichte in Österreich publizieren und so nach Wien zurückbringen konnte, dass ich eine Mitbewohnerin, die gerade eine Journalismusausbildung absolvierte, anregen konnte, über Helen Otley in einer regionalen Zeitung in Maryland einen Bericht zu veröffentlichen. Ich bin dankbar, dass Helli meine Familie zu sich eingeladen hatte, als diese mich 1994 in Washington besuchte. Ich bin traurig über den Verlust von Helli, die mir stets als lebendige, quirlige, musisch begabte und zugleich naturwissenschaftlichem Denken verpflichtete Freundin – und als alte Dame – in Erinnerung bleiben wird.

Anton Legerer, Psychologe

## „Anne Frank - Eine Geschichte für heute“

### Ein Projekt an österreichischen Schulen

Seit Jänner 2002 läuft das Schulprojekt „Anne Frank – eine Geschichte für heute“ mit grossem Erfolg und wird bis Ende Mai 2003 in 14 Schulen von statten gegangen sein. Jede der am Projekt teilnehmenden Schulen wurde bisher mit Hilfe von verschiedenen öffentlichen Subventionen und einem Eigenbeitrag des Anne Frank Hauses in Amsterdam die Wanderausstellung „Anne Frank – eine Geschichte für heute“ für 2-3 Wochen gratis zur Verfügung gestellt.

Die Aufgabe der Schulen ist es, Ausstellungsbesuche anzubieten und während der Präsentationsperiode ein fächerübergreifendes Rahmenprogramm zu den Themen Nazionalsozialismus, Menschenrechte, Rassismus oder Toleranz zu erarbeiten.

### Hintergrund der Ausstellung

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht die Lebensgeschichte Anne Franks. Ihre Erfahrungen, ihre Geschichten formen die Einleitung zu faktischen Informationen über die geschichtlichen und gesellschaftlichen Ereignisse ihrer Zeit. Geschichte bekommt durch die persönlichen Erfahrungen Einzelner eine eigene Dimension. Die Gestaltung der Ausstellung zielt darauf ab, BesucherInnen neugierig zu machen. In der Ausstellung wird den jugendlichen Besuchern die Thematik auf sehr verschiedene Art zugänglich gemacht: Zitate aus dem Tagebuch der Anne Frank, Fotos, begleitende Texte, Auszüge aus Dokumenten und persönliche Erlebnisse von Überlebenden führen den Besucher durch die Ausstellung. So kommt in der Ausstellung nicht nur Anne Frank zu Wort: Helfer, andere Überlebende, ihre Jugendfreundin Hanneli und ihr Vater Otto Frank lassen jugendliche Besucher ihre Erfahrungen miterleben.

Für den (jugendlichen) Betrachter, der sich in andere Menschen, in ihre Erfahrungen und Gefühle hineinversetzt, bekommen Fakten und Geschehnisse ein menschliches Maß und werden besser vorstellbar.

Die Ausstellung soll nicht nur passiv besucht werden, sondern zur vielfältigen Auseinandersetzung mit Toleranz, Menschenrechten, Demokratie und der Situation von (verfolgten oder angefeindeten) Minderheiten anregen. Sie will sensibilisieren und nicht belehren. Dieses Anliegen wird von einem vielschichtigen pädagogischen Konzept unterstützt, das vom Anne Frank Haus in Amsterdam entwickelt, und bereits in vielen Ländern umgesetzt wurde.

### Das Konzept

Schulprojekt unter Einbindung der SchülerInnen: Diese sollen organisieren, aufbauen, durch die Ausstellung führen, den Ausstellungstransport regeln, etc.

Menschen lernen dann am besten, wenn sie das Aufgenommene anwenden müssen, wenn sie darüber sprechen und diskutieren. Die AusstellungsbesucherInnen wiederum lernen von anderen SchülerInnen und werden von Gleichaltrigen dazu motiviert über Themenbereiche nachzudenken.

### Ausstellungsaufbau

Im Oktober 2003 wird vom Anne Frank Haus ein technischer Aufbaukurs für SchülerInnen burgenländischer Schulen durchgeführt. Diese bauen zusammen mit zwei Mitarbeitern des Anne Frank Hauses die Ausstellung in jener Schule auf, in der das Projekt als erstes gastiert. Die TeilnehmerInnen dieses Workshops sind später, wenn die Ausstellung in ihre Schule kommt, verantwortlich für den Auf- und Abbau der Ausstellung, sowie für die Organisation des Transportes der Ausstellung.

### Ausstellungsbegleiterseminar

Ein zweitägiges Seminar dient zur Vorbereitung der AusstellungsbegleiterInnen auf ihre Aufgabe. Unter der Leitung zweier Mitarbeiter des Anne Frank Hauses wird der historische Hintergrund thematisiert, die Ausstellung vorgestellt und der Umgang mit Gruppen geübt.

Das Konzept, nach dem junge Ehrenamtliche die Begleitung für Jugendgruppen und Schulklassen in der Ausstellung übernehmen hat sich seit Jahren bewährt. Es steht also kein „Spezialist“ vor der Gruppe, der Altersunterschied ist häufig gering. Das Motto des Projektes „SchülerInnen für SchülerInnen“ und der Dialog werden zum zentralen Bestandteil der Begleitung und ermöglichen beiden Seiten Wissens- und Erfahrungsaneignung. Die Ausstellung bietet hierfür den inhaltlichen Hintergrund und gibt Raum für die Auseinandersetzung mit den angesprochenen Themen. Für die BegleiterInnen selbst ist die verantwortliche Mitarbeit am Ausstellungsprojekt oft eine prägende Erfahrung.

Die Begleitung beschränkt sich jedoch nicht nur auf eine dialogorientierte Führung durch die Ausstellung. Auch das Vorführen eines Videofilms und das reflektierende Gespräch mit der Gruppe über das Gesehene und Gehörte sind hierbei integrativer Bestandteil.

### Begleitprogramm (Schulaktivitäten)

SchülerInnen entwickeln in Zusammenarbeit mit ihren Lehrkräften ein entsprechendes Begleitprogramm zur Ausstellung. Das Ausmaß dieses Begleitprogrammes hängt sehr stark vom Engagement der einzelnen SchülerInnen und Lehrkräfte, sowie von den praktischen Möglichkeiten vor Ort ab.

Die Möglichkeiten sind vielfältig:

- Theateraufführungen
- Zeitzeugengespräche
- Einladen von ehemaligen Schülern die während des 2. Weltkrieges die selbe Schule besuchten
- Leseabende zum Thema Toleranz bzw. Intoleranz
- Podiumsgespräche - Organisation eines "Filmfestivals"
- Studienfahrten
- Historische Spurensuche vor Ort ,... mit den gefundenen Informationen kann ein eigenes Panel der Ausstellung gestaltet werden
- Diskussionsveranstaltungen
- Public Relations, Pressearbeit
- Musikalisches Programm für die Eröffnung/während der Ausstellung
- uvm.

### Pädagogisches Material für AusstellungsbegleiterInnen

Jeder Begleiter erhält, bereits vor Besuch des Trainings für AusstellungsbegleiterInnen, ein Materialpaket zur Vorbereitung auf die Aufgabe als Ausstellungsbegleiter. Das Material soll Hintergrundinformationen über die Ausstellung liefern und ein paar „Tips und Tricks“ vorstellen, wie man eine Begleitung gestalten kann.

### Pädagogisches Material für Lehrkräfte

Das Begleitpaket für Lehrerinnen und Lehrer wird den einzelnen Schulen vor Beginn des Projektes zugesandt:

- Kataloge: zur Vor- und Nachbereitung im Unterricht
- Anne Frank Zeitungen – zur Behandlung im Unterricht, Themen: Toleranz, Faschismus, Redefreiheit, Neo-Nazis, Diskriminierung usw.
- Videodokumentationen des Anne Frank Hauses: „Das kurze Leben der Anne Frank“, „Augenzeugen“, „Ein Buch voller Träume“
- Internetseite „Teaching to make a difference“ ([www.teachers.nl](http://www.teachers.nl)) des Anne Frank Hauses und weiteren Partnern aus sieben Ländern. Sie beinhaltet vor allem Unterrichtseinheiten zur Unterstützung der Ausstellung „Anne Frank – eine Geschichte für Heute“.

Aaron Peterer, Gedenkdienstleistender im Anne Frank Haus, Amsterdam

## Das neue Gesicht bei GEDENKDIENTST

*"Schichtwechsel" am Rabensteig*

Dynamik prägt Strukturen von GEDENKDIENTST. Matthias Kail und Matthäus Rest, die bisherigen Stützen unseres Büros – haben neue Betätigungsfelder gefunden.

Matthias , der von Sommer 2001 bis März 2003 im Büro arbeitete und in dieser Zeit das Herz der Organisation darstellte, wird in Amsterdam seinen Zivildienst in der Anne Frank Stichting antreten. Jeder erinnert sich an die große „Jenseits des Schlussstrichs – 10 Jahre Gedenkdienst“ Tagung im Mai 2002, bei der Matthias federführend an der Organisation und Durchführung beteiligt war. Auch bei der Gestaltung des Layouts des Buchcovers „Jenseits des Schlussstrichs – Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistischer Vergangenheit“, investierte er viel Energie und Mühe – ein bleibender Beitrag für den Verein.

Alle Gedenkdienstzeitungsausgaben seit der Nummer 3/2001 sowie Folder, wurden durch seinen Einsatz mitgestaltet und unzählige Nächte verbrachte er zu Hause damit, sie pünktlich fertig zu stellen. Für die vielen Dinge, die Matthias gemeistert hat, möchten wir uns bedanken. Dass Matthias die Zeitung auch weiterhin layoutet wird, freut uns besonders. Für die Zeit in der Anne Frank Stichting in Amsterdam wünschen wir Dir beruflich, wie auch privat alles Gute!

Matthäus (GD 2000/ 2001, MDSM Auschwitz), der seit September 2002 bis Mai 2003 seinen Platz im Büro hatte, möchte sich nach seiner Zeit im Büro mehr auf sein Studium konzentrieren. Wir hoffen, dass der Verein nicht auf ihn verzichten muss und er sich auch weiterhin mit seiner Kompetenz bei der Organisation der Studienfahrten einbringen möchte. Im April organisierte er mit Christian Selinger gemeinsam die Fahrt nach Auschwitz. Wir sagen Danke (!) und hoffen Euch sooft wie möglich zu Gesicht zu bekommen.

Die Büroadministration hat ab 1.5. 2003 John Evers übernommen, der gemeinsam mit der EVS - Freiwilligen für den – möglichst - reibungslosen Ablauf des Vereinsalltags sorgen wird.

John, 33, ist gelernter Buchhändler und hat unter anderem bei der Buchhandlung Südwind und an der Volkshochschule Ottakring gearbeitet. Nach der Absolvierung der Studienberechtigungsprüfung im 2. Bildungsweg begann er 1996 das Studium der Geschichte an der Universität Wien und absolvierte während dieser Zeit längere Auslandsaufenthalte in Ungarn, der Tschechischen Republik und Italien. Seine Diplomarbeit „Die Partei des kleinen Mannes ? – Das Verhältnis der Freiheitlichen Partei (FPÖ) zum ÖGB“ wird heuer mit dem Wissenschaftspreis der Arbeiterkammer OÖ ausgezeichnet. Ehrenamtlich war John unter anderem in der antifaschistischen Jugendarbeit tätig und ist verantwortlicher Redakteur der Zeitung „Vorwärts“.

Seine Tätigkeit für den Verein Gedenkdienst erfolgt erstmals in unserer Geschichte auf Basis einer 20-Stundenstelle. Wir erhoffen uns dadurch eine verstärkte Kontinuität unserer Arbeit, um so mehr Raum für inhaltliche Fragen zu geben. GEDENKDIENTST freut sich auf die Zusammenarbeit mit ihm und hofft, dass er sich als neues Zentrum im Wiener Büro wohl fühlen wird.

John ist vorläufig von Dienstag bis Donnerstag von 10.00 – 17.00 in unserem Büro erreichbar. Seine Mailadresse lautet: [j.evers@gedenkdienst.at](mailto:j.evers@gedenkdienst.at).

Jana Matischok, EVS-Freiwillige bei GEDENKDIENTST

## Telegramm

### Karl Stojka gestorben

Am 10.04.2003 starb nach langer, schwerer Krankheit der Autor und Maler Prof. Karl Stojka im Alter von 71 Jahren in Wien. Karl Stojka wurde 1943 als 12-jähriges Kind gemeinsam mit anderen Mitgliedern seiner Roma-Familie ins Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau und später weiter in die Lager Buchenwald und Flossenbürg deportiert. Nach dem Krieg gelang es Karl Stojka sich in Wien als Teppichhändler zu etablieren. Vor wenigen Jahren begann Karl Stojka zu malen und sich dabei mit Kultur und Lebensweise der Roma und seinen persönlichen Erlebnissen in den Konzentrationslagern auseinanderzusetzen. Immer wieder trat er vor allem vor jungen Menschen als Zeitzeuge in Erscheinung, damit „es nicht wieder passiert“. Ein Engagement , das sich auch anhand seiner Autobiographie nachvollziehen lässt, die 1994 unter dem Titel „Auf der ganzen Welt zuhause“ erschien. Stojka erzählt darin von der Kindheit im Wohnwagen, der Jugend im KZ und seinen Erfahrungen auf Reisen und im Nachkriegsösterreich.

Nicht nur mit diesem Buch, sondern auch der nachfolgenden Publikation „Mein Name im 3.Reich: Z-5742“, das unter anderem 200 erst kürzlich aufgefundene Fotos von Roma aus NS-Akten zeigt, schaffte es Prof. Karl Stojka den während des Dritten Reiches an den Roma begangenen Völkermord ins Gedächtnis einer breiteren Bevölkerungsschicht zu rufen.

Zweifellos ist es ihm dadurch gelungen, jungen Menschen zu einer stärkeren Sensibilisierung für Kultur und Geschichte der Roma zu verhelfen und sie so bei ihrem Bemühen um die Anliegen der in Österreich lebenden Minderheiten zu unterstützen.

Florian Huber, Vorstandsmitglied von GEDENKDIENTST

### Studienfahrt nach Auschwitz

Fast schon zur Tradition geworden, veranstaltete GEDENKDIENTST auch dieses Jahr wieder eine Studienfahrt nach Auschwitz und Krakau. Für die 20 Teilnehmer stand am Programm:

- Führung durch das Stammlager - Rundgang durch Birkenau
- Zeitzeugengespräch mit Kazimerz Smolen (Auschwitzüberlebender und langjähriger Direktor des Museums / Gedenkstätte Auschwitz/Birkenau)
- Workshops zu den Themen: "Länderausstellungen", "Monowitz: Verstrickung der deutschen Industrie in die Ausbeutung der Häftlinge", "Auschwitz - eine ganz normale Stadt?"
- Besuch der Ausstellung „Gezeichnete Worte, gesprochene Worte“ von Marina Kolodzieja
- Stadtrundgang – Besuch des Jüdischen Zentrums und des jüdischen Friedhofs
- Krakau, mit Führung durch die Altstadt, durch Kazimerz und durch Podgorze (ehemaliges Ghetto)

Neben den Programmpunkten blieb (hoffentlich) genügend Zeit sich zu regenerieren, in den Feedbackrunden das Gesehene zu reflektieren und sich einander besser kennen zu lernen.

Da einige Teilnehmer schon vorher an der Gedenkstätte besucht hatten, standen bei den Diskussionen vor allem Fragen der Authentizität und Instrumentalisierung des Symbols Auschwitz im Mittelpunkt.

Für viele Teilnehmer stellte die Studienfahrt auch den Startpunkt für die Intensivvorbereitung auf den eigenen Gedenkdienst dar. Der Tag in Krakau ergänzte das Programm, indem er Zeit gab die Zeugnisse der 800-jährigen Geschichte des Judentums in Polen zu besichtigen.

Anton Sebanz, Gedenkdienstleistender am Jüdischen Historischen Institut, Warschau